

Hans Dieter Stöver

C. V. T. im Dienste der Caesaren

ICH FORDERE GERECHTIGKEIT

SKANDAL UM NAUSIKAA



ZWEI ROMANE IN EINEM BAND

BOCOLA
VERLAG

www.bocola.com

© 2009 Bocola Verlag GmbH, Bonn

Satz und Herstellung: Jasmin Sebastian

Wir danken Alfons Kühn für abschließende Redaktion und Korrektur.

Bibliografische Information der deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.

Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in irgendeiner Form reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck und Bindung: Westermann Druck Zwickau GmbH

1. Auflage

ISBN 987-3-939625-10-0

www.bocola.com

ICH FORDERE GERECHTIGKEIT



»AVARUS ANIMUS NULLO SATIATUR LUCRO.«

»WANN MACHT WOHL EIN GEWINN DIE HABSUCHT SATT?«

PUBLILIUS SYRUS, SPRÜCHE, A 55

Aus Titelschutzgründen konnte der
Originaltitel **ICH KLAGE AN**
für diese Ausgabe leider nicht wieder verwendet werden.

Es ging gegen Mittag, als sich ein leichter Reisewagen der alten Stadt Caere¹ von Süden her näherte. Er passierte schon die etruskische Gräberstadt und würde gleich das Südtor erreichen; doch dann bog er vorher rechts ab und folgte dem eingefahrenen Feldweg, der sich, im Bogen ansteigend, von der Stadt entfernte. Man erreichte über ihn einige außerhalb des Ortes gelegene Güter.

Schon die Beschaffenheit der Straße – wenn die harten, holprigen Spurrillen diesen Namen verdienten – zeigte etwas von den Verhältnissen der abseits gelegenen Siedlungen. Sie war von Unkraut überzogen, das sich schon anschickte, die Radspuren zu verwischen; hier wurde nicht oft gefahren. Die Anrainer des Weges schienen sich mit allem Lebensnotwendigen selbst zu versorgen und nur dann in die Stadt zu kommen, wenn es Dinge zu erwerben galt, die man selbst nicht herstellte.

Auch die kleinen überdachten Altäre an den Abzweigungen der Feldwege machten einen vernachlässigten Eindruck. Tote Blumen moderten in beschädigten Vasen. Den Statuetten der schirmenden und segnenden Gottheiten fehlten Finger, Nasen, Teile des Gewandes und vereinzelt sogar die Köpfe. Moos deckte die Wunden im Stein an manchen Stellen zu.

Es war sehr still.

Nur der Sperber oder Falke bei Tage, nächtens die Käuze benutzten die morbiden Gebilde als erhöhten Anstand bei der Jagd auf Mäuse, Hasen, Echsen und anderes Kleingetier, das es hier in Fülle gab.

Der Mann im Wagen schien für derlei triste Reminiszenzen weder Blick noch Sinn zu haben; mit schmal geschlossenem Munde schaute er unbe-

teiltig über die alten tuscischen Lande, suchte, so gut es ging, die rabiaten Stöße der Räder gelassen zu meistern und stützte sich mit vorgestelltem Bein am Boden der Kabine ab.

Der Wagen fuhr nun langsamer, nicht nur des schlechten Weges, sondern der Steile der Straße wegen, die eine Terrasse zu überwinden hatte. Nach einer Weile bog der Kutscher erneut in eine Abzweigung ohne zu zögern ein, und das ließ erkennen, daß er den Weg nicht zum erstenmal nahm. Gestrüpp von Dornen und wilden Rosen bildete Spalier, dahinter, auf den sanft ansteigenden Hängen, wucherte es mächtig zwischen Obst- und Olivenbäumen; steife, trockene Stauden von Kletten und anderem wilden Gewächs, schon längst ohne Samen und strohig, zitterten, wenn der Westwind darüber hinfuhr.

Unvermittelt tauchte hinter einer letzten Steigung ein Hain uralter Eichen auf. Nestartig schützend umfaßten die gewaltigen Bäume den langgestreckten Körper eines gutsherrlichen Anwesens. Auch hier überall Zeichen des Verfalls. Rostiges Ackergerät lehnte am brüchigen Putz der Mauern, der wie Schorf in Schollen von den Wänden blätterte. Die Türen zu Stall und Scheune hingen schief in den Angeln und hatten im Halbkreis tiefe Rillen in den harten Lehm des Bodens geschürft. Kein Huhn scharrte auf dem verrotteten Misthaufen, und vor der wackligen Hundehütte döste ein greisenhafter Bastard ohne Kette. Er blickte nur kurz hoch, rührte sich nicht von der Stelle, sondern bettete sein graubärtiges Maul träge zwischen den Pfoten.

Der Mann – er mochte Mitte Vierzig sein – stieg aus der Kabine. Er ordnete seine *Lacerna*², blickte um sich, nickte sich, im Selbstgespräch murmelnd, zu. Dann sagte er zum Kutscher: »Warte hier! Es wird nicht lange dauern.«

Der Bursche zog die Decke höher, kauerte sich in die Ecke und fiel in einen Dämmerzustand, den er sich in den langen Jahren seiner Tätigkeit angeeignet hatte – halb schlafend, doch auf der Stelle bereit, zu Zügel und Peitsche zu greifen. Er hörte, wie sein Herr zum Haupteingang ging und den Türklopfer betätigte. Er mußte es zweimal wiederholen, ehe drinnen ein Riegel geschoben und die Tür einen Spaltbreit geöffnet wurde. Der Kutscher blinzelte aus seiner Ecke hinüber. Eine junge Frau mit abgetragener Stola um Hals und Schultern öffnete. Es war, als überschatte sich ihr Gesicht, und unwillkürlich griff sie zum Tuch und legte es wie schützend enger um den Hals.

»Du wirst immer schöner, mein Kind«, sagte der Fremde und versuchte, mit seinem Handrücken an ihrer Wange entlangzufahren. Doch sie wich zurück, und seine Hand schwebte eine Weile vor ihrem Gesicht. Alles an ihr war Abwehr. Lächelnd betrachtete er sie, und sein Blick tastete ihre Figur ab.

»Willst du mich nicht deinem Vater melden, schöne Gessia?« Es klang gestelzt ironisch und hochmütig.

Auf dem Flur näherten sich schwere Schritte. Sextus Considius kam aus der Küche, auch er ver mummt in allerlei Wollzeug, die Tunika³ grau, fleckig und abgetragen, die Beine umwickelt, die Füße in brüchigem, glanzlosem Schuhwerk. Noch im Gehen sagte er, und sein Ton klang höchst ungehalten:

»Meliton? Schon wieder? Was willst du?«

Sie reichten sich nicht die Hand, sondern starrten sich an wie alte Bekannte, die eine lange Feindschaft pflegen; süffisant lächelnd der eine, ernst und abweisend, ja voller Verachtung der Bauer.

»Mit dir reden«, sagte Meliton und trat ganz in den Flur. »Und gegen einen Glühwein hätte ich auch nichts einzuwenden. Man macht die Fahrt in diese gottverlassene Gegend nicht zu seinem Vergnügen.«

Und als Considius sich nicht rührte, ging Meliton mit herausfordernd sicheren Schritten an ihm vorbei in die Küche. Wie alles in diesem Hause hatte auch sie bessere Zeiten gesehen, doch fiel es hier, in einem Raum, der ganz nach Zweckmäßigkeit eingerichtet war, kaum auf. Holzscheite brannten auf dem offenen Herd und hielten eine Suppe im kupfernen Kessel seit Stunden am Kochen, denn die Erbsen, hart wie Kiesel, stammten noch vom letzten Jahr.

Alles war blitzsauber; die kupfernen und eisernen Töpfe an der Wand neben dem Herd, das einfache irdene Geschirr auf dem Bord, die Flaschen und Krüge mit Wein, Essig und Öl, und auch der Boden, gelegt aus hochkant stehenden Ziegeln in Fischgrätenmuster, abgewetzt seit Generationen, war bis in die Winkel und Ecken gefegt. Ein Reisigbesen lehnte griffbereit an der Wand neben einem Bottich, der Haken, Eisen und Schaufel zum Schüren des Feuers enthielt.

Considius trat hinter Meliton in die Küche und schloß die Tür, nachdem er seiner Tochter mit einem Blick bedeutet hatte, draußen zu bleiben. Meliton ging zum Herd und rieb sich die Hände über der wärmenden Flamme.

»Sehr früh dieses Jahr, die Kälte!« Er trat zurück, griff sich einen dreibeinigen Hocker und setzte sich in die Nähe des Feuers. »Ich habe das Dach dieses Hauses gesehen; da sind Lücken!«

Considius schwieg. Er stand da mit hängenden Armen, und sein Gesicht wechselte langsam die Farbe. Nur mit Mühe gelang es ihm, eine zornige Antwort im Zaume zu halten.

»Was willst du?« stieß er endlich hervor, blieb aber mißtrauisch, ja lauernd stehen. Da wandte Meliton sich ihm zu, und sein Lächeln war gefährlich:

»Das fragst du noch? Du hast den Termin um zehn Tage überschritten! Die Geduld meines Herrn ist erschöpft. Zweitausend Sesterzen⁴ waren fällig.«

»Wir hatten einen Aufschub ausgemacht!« Considius sagte es leise, aber doch bestimmt. Meliton behielt sein Lächeln bei.

»Gewiß. Aber was du nicht weißt: Du hast es meiner Güte zu verdanken, daß der Patron solche Langmut zeigt.«

Meliton stand auf und stellte sich vor Considius.

»Und meine Güte«, fuhr er fort, »könnte auch weiterhin dein Schutz sein. In vierzehn Tagen sind wiederum zweitausend Sesterzen zu zahlen. Wie willst du das schaffen, wo du noch nicht einmal soviel im Beutel hast, um ein paar lumpige Dachziegel zu kaufen?«

»Meine Sache! Das geht dich nichts an!«

Meliton blickte zum Feuer und fuhr leise fort: »Ich könnte dich auch weiterhin über Wasser halten.«

Considius spürte instinktiv, daß hinter diesem Entgegenkommen eine Schurkerei steckte.

»Was willst du?«

»Hm...« Meliton lächelte. »Du hast eine sehr hübsche Tochter. Sie ist siebzehn, nicht wahr?«

»Ja, und?«

»So etwas Feines findet man nicht alle Tage. Ich bin nicht abgeneigt, deine gesamten Schulden zu begleichen, wenn...« Er lächelte vielsagend: »Ich könnte eine junge, anstellige Frau in meinem Hausstand gebrauchen, na, sagen wir, als Köchin. Und du hättest ein für allemal ausgesorgt.«

Er hatte den Satz kaum beendet, als Considius vor ihm stand. Seine harten Bauernhände packten ihn an den Schultern und schüttelten ihn.

»Du geiler Hund! Du Schwein!« In jähem Zorn holte er aus und schlug

Meliton die flache Hand ins Gesicht. Dann riß er die Tür auf, stieß ihn aus der Küche, trat wütend nach ihm und schlug ununterbrochen auf ihn ein.

»Aber Vater! Vater! Bei allen Göttern! So halt doch ein! Du wirst uns alle ins Unglück bringen!«

Considius aber hörte seine Tochter nicht, stieß sie zur Seite, sah nur das Objekt seines Zorns, ja seines Hasses. Was sich seit Jahren in ihm angestaut hatte, brach aus ihm hervor wie aus einem berstenden Vulkan. Schlagend und tretend scheuchte er Meliton wie einen Hund vor sich her, während dieser sich mit den Händen an Kopf und Hals zu schützen suchte.

»Du elender Hund! Du Speichellecker! Du dreckiges Schwein! Ich werde dich lehren, lüstern nach meiner Tochter zu greifen!«

Er prügelte ihn durch den Flur und zur Tür hinaus. Gessia aber hielt die Hände vor den Mund und begann zu schluchzen.

»Ich werde dich lehren!« Er griff sich einen Knüppel vom Boden, prügelte drauflos und hätte ihn totgeschlagen, wenn nicht Quintus, sein achtzehnjähriger Sohn, aus dem Stall dahergekommen und dem Vater in den Arm gefallen wäre.

»Vater! Was ist geschehen?«

In plötzlicher Schwäche griff sich Considius nach dem Herzen, fuhr mit der anderen Hand zu Meliton hin, drohte ihm und stieß gepreßt hervor: »Laß dich nie wieder hier blicken! Nie! Hörst du? Oder ich schlage dich tot wie einen räudigen Hund!«

Meliton hastete humpelnd zum Wagen. Blut tropfte ihm aus der Nase. Der Kutscher, der wie gelähmt das Geschehen von seinem Sitz aus verfolgt hatte, kletterte endlich vom Bock und half seinem zitternden Herrn in den Wagen. Dann sprang er auf seinen Sitz, riß die Zügel an sich und hieb mit der Peitsche auf die Pferde ein, daß sie erschrocken mit einem gewaltigen Satz anzogen und im Galopp davonjagten. Der Wagen schlingerte gefährlich hin und her.

Considius, blutleer im Gesicht, setzte sich schwankend auf die Schwelle seines Hauses und stammelte immer wieder: »Dieser elende Hund! Aber ich habe es ihn gelehrt!... Ich schlage ihn tot, wenn er...« Bruder und Schwester warfen sich einen besorgten Blick zu. Quintus ging zum Vater, half ihm auf die Füße und führte den zitternden Mann ins Haus. Sie setzten ihn auf die Bank in der Küche. Der Junge füllte einen

Becher halb mit Falerner und flößte ihn Considius ein, der, nur halb bei Bewußtsein, alles mit sich machen ließ.
Dann winkte Quintus Gessia nach draußen und ließ sich berichten.



Considius saß stumm und passiv auf der Bank in der Küche, stierte in die Flammen und murmelte in Abständen Verwünschungen über Meliton, über den Patron und »die ganze Sippschaft«, die »Spitzbuben«, »Speichellecker«, die einen braven Mann »ins Grab« brächten.

Gessia suchte ihn zu beruhigen, legte Brot, Schinken und Käse vor ihn hin; und er aß, ohne zu merken, was er aß, noch mehrmals unterbrochen von Zornesausbrüchen. So verging eine Stunde. Quintus machte sich im Stall zu schaffen, suchte dann aus dem Haufen beschädigter Ziegel, die an der Scheune gestapelt lagen, die noch brauchbaren heraus und brachte sie mit der Schubkarre vors Haus. Es würde reichen, die schlimmsten Löcher im Dach des Hauptgebäudes zu flicken, damit man während des Winters im Trockenen saß.

Ihm fiel ein, daß im Abstellschuppen hinter der Scheune noch einige unbenutzte Ziegel lagen. Sie stammten aus besseren Tagen, als man noch genügend Geld für derlei Anschaffungen auf Vorrat hatte.

Als er über den Hof ging, näherte sich über den Fahrweg ein Reiter. Quintus blieb stehen. Der Reiter preschte in den Hof, sprang vom Pferd und kam hastig näher.

»Tullius Cimber! Warum so aufgeregt?«

Tullius schien zu zittern. Er kam ganz nahe heran.

»Du solltest es dir ansehen!«

»Was?«

Tullius' Auge flackerte, und Quintus spürte, daß jener Angst hatte. Er kannte den Nachbarn als beherzten Mann und war verwirrt über sein aufgelöstes Verhalten.

»Du solltest es dir ansehen!« wiederholte Tullius. »Komm!« Quintus zögerte. »Beim Styx! Was denn?«

Tullius blickte um sich, ob einer mithöre: »Ein Toter!«

»Wo?«

»Komm mit.«

Quintus lief in den Stall, holte den Braunen, das letzte Pferd, das sie noch besaßen, und schwang sich ohne Sattel auf den Rücken des Tieres. Tullius wartete schon bei den Eichen.

In schnellem Trab, bisweilen in Galopp fallend, erreichten sie den Grenzstein des Besitzes.

Gleich wenige Fuß⁵ daneben lag eine männliche Gestalt, die Arme ausgestreckt, auf dem Bauche. Die Finger hatten sich nicht geschlossen. Links von der Wirbelsäule, unterhalb der Schulter, ragte der Griff eines langen Messers aus dem Stoff der *Lacerna*.

Quintus und Tullius sprangen von den Pferden und betrachteten lange die liegende Gestalt. Es war keine Schleifspur zu erkennen. Tullius beugte sich hinunter und begutachtete das Messer, während Quintus zum Kopf des Toten trat – und der Schreck fuhr ihm in die Glieder: Mit weit aufgerissenen Augen starrte ihn Meliton an! ...